



FILMKRITIK

„GIB MIR NOCH EIN JAHR“

Stephan lebt in Berlin und ist arbeitslos. Zusammen mit seiner Ex-Freundin teilt er sich das Sorgerecht für seinen Sohn Jasper, doch während andere Väter mit ihren Kindern ins Kino gehen können, durchstöbern die beiden an ihren gemeinsamen Tagen oft Altkleidercontainer oder sammeln Pfandflaschen.

Jasper liebt seinen Vater und deckt ihn gegenüber der Mutter und dem Jugendamt, aber Stephan fällt es immer schwerer, seinen eigenen freien Fall durch das deutsche Sozialnetz zu ertragen.

Ihm ist klar, welche beruflichen und privaten Fehler gemacht hat und als er erkennt, dass er nun auch Gefahr läuft, als Vater zu versagen, entschließt er sich zu einem ruhigen Abschied und einer schweren Verzweiflungstat.

Regisseur Curtis Burz hat mit „Gib mir noch ein Jahr“ einen Film geschaffen, der uns den sozialen Abstieg eines Menschen vor Augen führt, als dieser schon am unteren Rand der Sozialgesellschaft angekommen ist. Langsam und gezielt lässt er uns erahnen, wer und was Stephan einmal war, bevor sich sein Leben durch einen folgenschweren Fehler in ein Dasein verwandelte, an dem er jeden Tag aufs Neue verzweifelt.

Geschickt umschifft Burz einfachen Sozialneid und vermeidet Angriffe auf konkrete Institutionen und Gegebenheiten, sondern zeichnet selbst Randfiguren mit sorgfältiger Distanz und sichtlichem Verständnis, auch wenn sie dazu beitragen, Stephan das Leben schwer zu machen. Die Sozialarbeiterin und Stephans Ex-Freundin sind tatsächlich um Jaspers Wohl besorgt, die junge Hausverwalterin bleibt trotz horrender Mietschulden freundlich und die Personalchefin eines Krankenhauses behandelt ihn trotz mangelnder Empfehlungsschreiben wie einen ernstzunehmenden Kandidaten

für eine verantwortungsvolle Position. Sie alle haben eigene Vorgaben, Regeln und Prioritäten, die allein gesehen durchaus Sinn machen – Stephan an diesem Punkt seines Lebens allerdings zum Verhängnis werden.

Stephans eigenes Fehlverhalten wird uns ähnlich dezidiert präsentiert, beispielsweise in einer Szene, in der Jasper seinem Vater etwas sagt, was dieser vielleicht schon früher hätte hören sollen: „Papa?“, fragt er scheu, als beide vor der Waschmaschine sitzen und überlegen, was sie mit dem Rest des Nachmittags anstellen sollen: „Du riechst nach Bier.“

Es sind Momente wie dieser, die den Kern und das Herz von „Gib mir noch ein Jahr“ ausmachen, eine Aneinanderreihung von kleinen Demütigungen, die Stephan gerade deshalb so sehr treffen, weil er weiß, dass er sie selbst zu verantworten hat. Ganz offensichtlich hat er Menschen vor den Kopf gestoßen, sich gehen lassen, seinen Kummer im Alkohol ertränkt und ist nun an einem Punkt angelangt, an dem er nicht mehr vergessen kann, was er im Laufe der Zeit verloren hat. Leider fehlt ihm aber inzwischen nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Kraft, den einstigen Status Quo wieder zu erlangen – der Abgrund ist zu nah und sein Willen durch den langen Sinkflug gebrochen.

Durchgehend glaubhaft und mitreissend gespielt und durch Kamera und Filmmusik mit einer rührenden Zärtlichkeit unterlegt, erzählt uns „Gib mir noch ein Jahr“ eine Geschichte, die sich immer wieder in unserer direkten Nachbarschaft abspielen könnte, mehrere Male pro Jahr. Im täglichen Leben können wir noch verschämt wegschauen – bei diesem Film können wir es nicht.

KARSTEN KASTELAN

Filmjournalist, Verband der deutschen Filmkritik